



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ibsens romantische Stücke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stunden täglich oder in Ganzpension, dann für die drei- bis sechsjährigen Kinder Kindergärten, und für die sechs- bis vierzehnjährigen Aufzuchtanstalten für die schulfreien Stunden. Hier könnten die Kinder gärtnerisch lernen und mit leichter Haus- und Handarbeit beschäftigt werden, die großen Mädchen könnten in den Krippen Vorstudien machen, vielleicht obligatorisch ein Jahr lang, in Behandlung und Pflege kleiner Kinder, die sie dann nur zu gut im eignen Hause später verwenden könnten. Auf die Weise würde die seelische Ausbildung der Arbeiterjugend gebessert und praktisches Können vermehrt. Die Kinder bekämen festen Boden unter die Füße und lernten den Wert und die Wohlthat eines geregelten Lebens mehr schätzen und lieben, als es ihnen heute in Arbeiterfamilien, wie sie gewöhnlich sind, möglich ist. — Das sind so meine Träume und Wünsche; werden sie von den Gesetzgebern für unerfüllbar erklärt werden?



Ibsens romantische Stücke



ie uns die Zeitungen gemeldet haben, bedeutet das Stück „Wenn wir Toten erwachen“ des grimmen Skalden Abschied von seinem Publikum. Darin liegt eine Aufforderung, sein Lebenswerk zu überblicken. Wäre Ibsen nur ein Theaterdichter wie Blumenthal oder Halbe, so ginge er mich nichts an, denn ich kenne das Theater nicht und verstehe nichts davon. Aber Ibsen ist ein philosophischer Dichter. Tausende haben ihre Lebensanschauung aus ihm geschöpft — wenigstens die Lebensanschauung, die sie im Gespräch zum besten geben, wenn auch glücklicherweise nicht die, nach der sie handeln —, und durch die Pforte, die er geöffnet hat, ist ein ganzes Heer nordischer Dichter in Deutschland eingebrochen und hat die sogenannte Lebensanschauung, die meistens nur eine heillose Gedankenverwirrung ist, durch noch mehr Verwirrung vervollständigt und weiter verbreitet. Unter diesen Umständen fühle ich mich nicht bloß berufen, sondern einigermaßen verpflichtet, mich auch mit Ibsen, als dem Urheber und Haupte einer bei uns herrschenden geistigen Strömung, an dieser Stelle auseinander zu setzen. Ich habe deshalb die Dramen des Mannes, soweit sie übersetzt sind, und einige seiner Gedichte durchgelesen. Schon ehe ich mit der Hälfte fertig war, stand mein Urteil fest: Ibsen ist ein wirklicher Dichter, ein großer Dichter, aber zu den allergrößten gehört er nicht. Fast aller der Gaben, die den Dichter ausmachen, erfreut er sich in vollem Maße. Er hat Ideen, hat den Blick für die äußere Gestalt der Dinge und den Blick in die Tiefen der Menschenseele, er hat Gestaltungskraft und Kombinationsgabe, von seiner Virtuosität in der dramatischen Technik gar nicht zu reden, die in jedem

seiner Stücke so auffällig hervortritt, daß sie sogar einem, der vom Theater rein gar nichts versteht, nicht unbemerkt bleiben kann; man sieht und fühlt beim Lesen: das muß auf der Bühne wirken. Eines, was noch zum Wesen des Dichters gehört, die schöne Sprache, kann man ja in der Übersetzung nicht unmittelbar sehen, aber diese berechtigt wenigstens zu dem Schlusse, daß es auch daran nicht fehlt.

Warum nun Ibsen kein Größter geworden ist, will ich zunächst einen andern sagen lassen. Als mein Urteil schon fest stand, fand ich in der *Saturday Review* zufällig — durch einen Blick in den Index, den ich dem vorigen Jahrgange beilegen wollte — einen „Max“ gezeichneten Aufsatz über Ibsen, dem ich folgende Stelle entnehme. „Ibsen ist nur ein Titan, nicht ein Gott. Götter können die Fassung nicht verlieren, Titanen können sie nicht behalten. Ibsen ist kein ganz Großer, weil er nicht gefaßt bleiben kann. Sein ganzes Leben lang hat er sich über die Welt geärgert. Das erklärt allerdings noch nicht, warum wir ihn nicht lieben können. Tolstoi und Ruskin haben sich ebenfalls immer geärgert, und doch lieben wir sie. Aber diese beiden lieben die Menschen trotz der Fehler, über die sie sich ärgern, Ibsen haßt sie wegen ihrer Fehler. Der Mensch, schreibt Dr. Brandes *Laine* nach, »ist weder eine Mißgeburt noch ein Ungeheuer, und Aufgabe des Dichters ist es nicht, die Menschen aufzuwiegeln oder zu beschimpfen. Unfre angeborene menschliche Unvollkommenheit gehört ebenso zur Weltordnung wie die Abweichung vieler Blumenblätter von der gewöhnlichen Blattform; was wir für eine Mißgestalt ansehen, ist eine besondre Form; was uns als Umsturz eines Gesetzes erscheint, ist die Erfüllung eines andern Gesetzes.« Kurz gesagt: tout comprendre, c'est tout pardonner. Wenn Tolstoi, Ruskin und Ibsen wahrhaft große Menschen gewesen wären, würden sie sich niemals geärgert haben; sie würden inne geworden sein, daß nur zum Mitleid, nicht zum Ärger Ursachen vorhanden sind. Aber Tolstoi und Ruskin waren nicht allein ärgerlich, sondern auch mitleidig und sind deshalb der höchsten Weisheit, die alles versteht und alles verzeiht, näher gekommen, als Ibsen in seiner wilden Wut. Sympathie, das ist es, was diesem fehlt. Aus seiner ungeheuern Kraft quillt nie ein Tröpflein süßer Milddigkeit. Die Niedertracht der Menschen ist sein Thema. Edle Charaktere hat er wohl geschaffen, aber nur als Folie für die Niedertracht der Menschen im allgemeinen. Wie Diogenes den einen rechtschaffnen Mann suchte, nicht um sich an seiner Rechtschaffenheit zu erfreuen, sondern um daran die Schuftigkeit aller übrigen Bürger desto beleidigender zu demonstrieren, so hat Ibsen seine Rosmer und Stockmann dargestellt. Und auch die edeln Frauen in seinen Stücken verdanken ihr Dasein nicht dem Glauben an ihr Geschlecht, sondern dem Haß gegen sein eignes; er gebraucht sie nur als Keulen, um damit den Männern die Schädel einzuschlagen. Ibsen ist von Anfang bis zu Ende ein Hasser; wenigstens machen seine Stücke diesen Eindruck; das Urteil mag gerecht oder ungerecht sein, aber der Eindruck ist unwiderstehlich, und deshalb können wir Ibsen so wenig lieben wie Diogenes oder Swift. Auch scheint mir

Dr. Brandes zu irren, wenn er glaubt, Ibsens Feindschaft gegen die jetzt lebenden Menschen entspringe dem Glauben an eine mögliche Erneuerung der Welt."

Der Ibsen, den unsre Ibseniten feiern, ist hier richtig charakterisiert, und eine Ursache seines Zurückbleibens unter dem Gipfel — oder seines Abfalls beim Klimmen — zur Genüge aufgedeckt. Aber wir werden sehen, daß Ibsen nicht von Haus aus Menschenhasser gewesen ist, und es könnte wohl sein, daß ihn die von anderswoher entspringende Unmöglichkeit, ein Größter zu werden, erst zum Hasser gemacht hätte, daß er wirklich die Anlage zum Allergrößten in sich getragen, aber verhindert worden wäre, sie zu entfalten, und daß dadurch seine ursprüngliche Liebe in Haß verwandelt worden wäre. Liebe ist eine unerläßliche Bedingung, aber nicht das Wesen der Dichtergroße. Liebe für sich allein macht noch nicht zum Dichter. Es giebt glücklicherweise milliardennmal mehr Liebende und viel tausendmal mehr von großer und reiner Liebe erfüllte Menschen als große Dichter. Und es gehören außer den oben angeführten Gaben auch noch äußere Bedingungen dazu, wenn sich diese Gaben entfalten sollen. Der Satz, den Lessing dem Maler Conti in den Mund legt, daß Raffael auch dann „das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden,“ bedeutet doch nicht, daß Raffael auch in diesem Falle der größte Maler sein würde, wie gedankenlose Zitierer den scharfsinnigen Ästhetiker sagen lassen. Sondern er drückt die traurige Wahrheit aus, daß eine geniale Anlage, auch die allergrößte, infolge äußerlicher Hindernisse unentfaltet bleiben kann. Bei Ibsen dürfte die Nationalität das Hindernis gewesen sein. Größte Dichter können nur großen Nationen entspringen, Nationen, deren Kulturen Weltkulturen, und deren Sprachen Weltsprachen sind. Das gilt von den alten Griechen, von den Deutschen, von den Franzosen, den Italienern, von den Engländern. Camoens und Jost van den Bondel möchten immerhin die größten Dichtergenies der Welt gewesen sein, ihre kleinen Heimatstaaten wären nicht der geeignete Boden zur Entfaltung, und ihre Heimatsprachen nicht das geeignete Medium gewesen, sich der Welt zu offenbaren. Die Norweger sind ein echtes Germanenvolk, ein Volk von außerordentlicher Tüchtigkeit und heute bis in ihre untersten Schichten gebildet, ein Volk ohne eigentliches Proletariat. Aber es sind ihrer noch nicht so viel, als die Stadt Paris Einwohner hat; sie leben über ein 240 Meilen langes Land zerstreut, dessen Küste dem Eismeer zugekehrt ist. Sie haben nie anders als durch Wikingerfahrten, d. h. Raub- und Plünderungsfahrten, in die Weltgeschichte eingegriffen; sie mußten der Natur ihres Landes gemäß auf der wirtschaftlichen Stufe der Urproduktion und eines nicht im Dienste der Fabrikation stehenden Seehandels verharren, sie konnten nur wenig Industrie, nur wenig städtisches Leben entwickeln, sie blieben an eine Lebensweise gebunden, die zwar die Leiber und die Seelen gesund erhält, den Zugang zu den höchsten Höhen der Kultur und der Zivilisation aber verwehrt, und so wenig wie am politischen, haben sie sich vor Ibsen am Kulturleben Europas beteiligt. Zur

politischen Selbständigkeit haben sie es nur vorübergehend in ältern Zeiten gebracht; im spätern Mittelalter waren sie Unterthanen Dänemarks, jetzt gehören sie zu Schweden. Da sie haben nicht einmal ihre eigne Sprache zur Schriftsprache ausgebildet, sie bedienen sich der dänischen, die ihrerseits keine Weltsprache ist, wenn sie auch seit einigen Jahrzehnten von verdienten Dichtern und Novellisten gepflegt wird, die jedoch mehr für uns Deutsche, als für den kleinen Kreis ihrer Landsleute schreiben, und die vielleicht gar nicht den Mut zum Schreiben haben würden, wenn sie nicht wüßten, daß sie übersezt werden. Sind ein solches Land, ein solches Volk und eine solche Sprache der Boden, auf dem sich ein großes Dichtergenie entfalten könnte? Die Schweizer sind zwar auch ein kleines Volk*) — immerhin ein wenig zahlreicher als die Norweger —, aber sie erfreuen sich einer viel günstigeren Lage. Sie wohnen im Herzen Europas, umschlossen von dreien der vier bedeutendsten Kulturvölker der alten Welt, jahrhundertlang bald in freundlicher, bald feindlicher Wechselwirkung mit ihnen und heute im Mittelpunkt eines Weltverkehrs, wie es keinen zweiten giebt. Sie haben Industrie und liefern seit Jahrhunderten der Kunst und Wissenschaft Europas wichtige Beiträge. So haben sie denn auch zahllose Gelehrte und Künstler hervorgebracht — trotzdem aber keinen Größten; ihrer größten und teuersten nationalen Erinnerung hat ein Deutscher zur Unsterblichkeit verholfen. Wenn nun in einem solchen Lande, wie Norwegen eines ist, ein Dichtergenie geboren wird, und wenn es sich der Schranken bewußt wird, die seine Heimat und Nationalität der Entfaltung ziehn, muß es da nicht von Bitterkeit erfüllt werden und der Verzweiflung oder wenigstens einer vorherrschend pessimistischen Stimmung verfallen? Und erzeugt nicht überdies auch noch die lange Winternacht des Nordens Melancholie? Wie oft tritt in Ibsens Gedichten die Angst vor der Nacht hervor, das Gespenstliche, das die an sich schon schreckliche Natur der Eiszüsten, des stürmenden Meeres und der finstern Wolkengebilde in der Dunkelheit annimmt! Die alten Wikinger, ja die haben sich die Melancholie noch einigermaßen fernzuhalten gemußt! Im Sommer besuchten sie die freundlichen Gestade südlicher Länder, und die Winternacht erheiterten sie sich mit dem Wein und den Weibern, die sie dort geraubt hatten, und mit dem Gesang, den Gott ihren Skalden in den Busen legte. Aber womit soll sie sich ein armer Jüngling erheitern, der Willen drehen muß, während ihm eine geistige Welt im Busen gärt, und der dann unter den härtesten Entbehrungen Medizin studiert, um sich die materielle Grundlage für die Ausübung seines eigentlichen Berufs zu schaffen? Wie gut versteht man es, daß er als ersten Stoff für ein Drama *Catilina* wählte! Es war damit noch nichts verloren; die Revolution ist der Jugend sympathisch, und einer unter solchen Umständen lebenden Jugend drängen sich revolutionäre Gedanken von selbst auf; auch Schiller hat mit den Räubern und mit Rabale und Liebe, und sogar Goethe hat mit Werther und Götz begonnen. Die Stücke, die Ibsen

*) Natürlich weiß ich, daß sie ein Volk im ethnographischen Sinne überhaupt nicht sind.

dann als Dramaturg des Theaters in Bergen geschrieben hat, sind, mit Ausnahme von zweien, bei uns nicht bekannt. Diese zwei aber, wie die andern beiden der norwegischen Sage und Geschichte entnommenen Stücke, beweisen, daß er in jener Zeit noch keineswegs Pessimist und Nihilist, sondern seelisch gesund gewesen ist, wie die Inhaltsangabe darthun wird.

Das Fest auf Solhaug, 1856 geschrieben, atmet sogar eine entschieden optimistische Stimmung. Margit und ihre Schwester Signe sind mit ihrem Vetter Gudmund aufgewachsen, der ein herrlicher Held und Sänger ward. Sie hat ihn, ihn allein geliebt, aber er zog fort in die Fremde, die Freier drängten, und sie entschied sich für Bengt Gauteson, einen etwas einfältigen Mann von unbedeutendem Charakter, der sie aber zur reichen und mächtigen Frau machte. Sie hatte gehofft, auf Solhaug ihres Lebens froh zu werden, denn die Bilder, mit denen Gudmunds Lieder ihre Phantasie erfüllt hatten, „von Spielen, von fröhlichen Festen, von Rittern und Frauen im schimmernden Saal,“ sie wurden nun Wirklichkeit. Doch glaub mir, berichtet sie dem wiedergefundenen Jugendgeliebten, „es währte nicht lang, so weint ich vor bitterem Leide. An dich zu denken und deinen Gesang, das blieb mir die einzige Freude. Wie dünkten mich Solhaugs Hallen so leer, und die Säle so öd und verlassen. Wohl saßen hier Ritter und Frauen im Kreis, manch Lied ertönte zu meinem Preis — doch keiner von allen ringsumher vermochte mein Elend zu fassen.“ Drei Jahre nach ihrer Vermählung ist ihre Schwester Signe zur Jungfrau herangereift; der ebenso wilde als mächtige Knut Gäsling — hier setzt das Stück ein — wirbt um ihre Hand und erklärt gleich, daß er vor seinen Zechgenossen gelobt habe, das Mädchen müsse binnen Jahresfrist sein sein — im guten oder im bösen. Bengt ist bereit, die Einwilligung zu erteilen, Frau Margit aber, die den Schwachkopf natürlich beherrscht, antwortet: „Das Graun muß entweichen, das rings entsteht, sobald Knut Gäsling zur Freite geht. Beim Gelage sollt Ihr Euch höflich gebärden. Die Art laßt daheim an der Wand, wo sie hängt; Ihr wißt, leicht könnte sie jemand gefährden, wenn der Met Euch das Blut nach dem Kopfe drängt. Ehrbare Frau laßt in Frieden fahren. Ihr sollt Euch nicht rühmen mit keckem Gebaren: Wer klug sei, bringe sein Leichenhemd mit, wenn Euch in den Weg vermessen er tritt. Wofern Ihr ein Jahr lang meidet solch Leben, so will ich die Schwester zur Gattin Euch geben.“ Sie ladet ihn dann zu dem Feste, das am Abend desselben Tages auf Solhaug gefeiert werden soll. Knut geht — nicht in der besten Laune — und verspricht am Abend zu kommen. Vorher teilt er noch mit, daß er ihren Vetter Gudmund zu treffen gedenke, worüber Margit sehr verwundert ist, denn sie weiß, daß Gudmund zum Gefolge des Kanzlers gehört, der aus Frankreich dem Könige die Braut geholt hat, und daß jetzt eben in Bergen die Hochzeit gefeiert wird; aber sie weiß nicht, daß Gudmund auf dem Schiffe den Kanzler bei einem Schäferstündchen mit der Königsbraut ertappt hat, der Rache des Kanzlers entflohen und geächtet worden ist. Der Geächtete kommt auf Solhaug, Margit, die glaubt, er wolle in seinem Glanz ihres Unglücks spotten, empfängt

ihn kalt und unfreundlich. Als er ihr aber sein eignes Unglück offenbart, bricht ihre Liebe zu ihm hervor, und sie klagt ihm ihr Elend. Beim Feste dann gewinnen Gudmund und Signe einander lieb und verloben sich. Gudmund sagt Margit, sie könne ihn glücklich machen. Diese versteht ihn falsch und erklärt sich sofort bereit, ihm anzugehören: „Die Kirche vermag nicht, zwei zu trennen, die einander lieben mit treuem Sinn.“ Ehe Gudmund sie aufklären kann, werden sie gestört, aber sie gelangt in den Besitz des Fläschchens mit dem Gift, das die Königsbraut ihrem Gemahl zugebracht hatte; Gudmund hat es dieser entwendet, um es in höchster Not selbst zu nehmen; jetzt, wo er dem höchsten Glück entgegen sieht, will er es ins Meer werfen. Knut hat, obwohl als königlicher Bogt beauftragt, den Geächteten zu fangen, seinem Freunde Erich vertraut, heute solle niemand erfahren, daß Gudmund, den er schätze und liebe, geächtet sei; dieser solle des Festes froh werden; am andern Tage dann möge er sehen, wie er sich weiterhelfe. Nun aber teilt ihm Gudmund seine Verlobung mit Signe mit, und da hat natürlich seine Freundschaft ein Ende; er eilt fort, seine Bewaffneten zu holen und gegen die Verlobten Gewalt zu gebrauchen. Gudmund und Signe beschließen, zu fliehen, und ziehn Margit ins Vertrauen, die dadurch über ihren Irrtum aufgeklärt wird. Beim Bankett muß Gudmund singen, und auch Margit wird um ein Lied gebeten. Sie erzählt darin mit leidenschaftlicher Glut ihre eigne Geschichte, was der einfältige Bengt nicht merkt. Sie schildert sich als Gefangne des Bergkönigs und schließt: „Ich muß fort, hinaus ins blühende Thal, ich sterbe hier innen im Felsenaal. Er bietet mir Hohn, er umarmt seine Maid und segelt mit ihr in die Ferne weit! Der Berg ist verschlossen, kein Ausweg rings umher! Die Sterne sind erloschen, die Sonne scheint nicht mehr!“ Mit lautem Aufschrei fällt sie in Ohnmacht. Das Fest ist zu Ende, die Gäste ziehn ab. Bengt bittet seine Frau, die sich von ihrem Unwohlsein erholt hat, ihm noch einen Trunk einzuschenken. Sie thut es und schüttet das Gift hinein. Ehe er trinkt, wird er abgerufen durch die Nachricht, daß Knut mit Bewaffneten auf den Hof zusprengt. Gudmund und Signe, zur Flucht bereit, treten ein; sie sehen den gefüllten Becher, wollen ihn leeren auf Margits Heil; es ist Margits Becher, bemerkt Signe. Gudmund aber, ihn genauer betrachtend, ruft: „Beim Himmel, ich weiß! Einst, als ich fortzog ins ferne Land, da glänzte der Most in dem Becher so blank, als Margit auf fröhliche Heimkehr trank. Ihr brachte mein Kommen nur Herzeleid. Trink nimmer hinfort, meine traute Maid, aus diesem Becher!“ Er gießt den Inhalt zum Fenster hinaus. Margit tritt ein, sieht den Becher leer, schreit um Hilfe, weil sie meint, die beiden hätten sich vergiftet, und zugleich mit der Aufklärung empfängt sie die Meldung, daß ihr Gemahl gefallen ist. Sie steht nun frei da, entsagt aber zu Gunsten der Schwester. „Glück sei mit euch beiden!“ spricht sie zum Abschied. Knut tritt ein, nicht als Feind, sondern als Reuiger, bereit, für den Erschlagenen Buße zu zahlen. Ich fordre nichts, bescheidet ihn Margit. „Gott möge uns allen ein gnädiger Richter sein! Doch ja — eins fordre ich: gebt Euern bösen Anschlag wider meine

Schwester auf.“ Knut antwortet: „Nimmermehr will ich versuchen, mein unseliges Gelübde wahr zu machen. Glaub mir, ich werde mich bessern. Möchte nur keine entehrende Strafe mich treffen! (Zu Gudmund:) Kommst du wieder zu Gnaden und Würden, so sprich beim König für mich.“ „Ich? ruft Gudmund zur großen Verwundrung der meisten Anwesenden, eh der Tag anbricht, muß ich aus dem Lande.“ Da tritt schon der Königsbote mit seinem Gefolge herein, der Gudmund sucht — um ihm zu melden, daß ihm der König seine Freundschaft und reiches Lehen schenkt, und daß der Kanzler enthauptet ist. Margit aber spricht: „So folgt die Strafe denn allzeit der Schuld! Schirmende Engel, die Gott mir in Huld in dieser Nacht herniedergesandt, bewahrten vor sündhafter That meine Hand. Nun weiß ich, das Leben hat mehr zu bedeuten, als irdische Freuden und Herrlichkeiten. Ich fühlte die Reue, das wilde Entsetzen, die Qual, wenn aufs Spiel wir die Seele setzen. In Synnöves Kloster tret ich hinfort. Fest ist's beschlossen — stille, kein Wort! (Gudmunds und Signes Hände ineinander legend.) Gudmund! Führe sie heim als die deine! Gott segne das Bündnis, das schuldlose, reine.“ So wurzelt also dieses Drama in dem Glauben, den das Christentum mit der antiken Welt gemeinsam hat. Nicht ein böser, nicht ein kranker Charakter kommt darin vor, nur ein hochgesinntes Weib, das, von Leidenschaft hingerissen, ein paar Stunden lang im Begriff steht, die vom göttlichen Gesetz gezogenen Schranken zu durchbrechen. Und es schließt mit Glück und Versöhnung. Unwahrscheinlich ist nur die plötzliche Bekehrung Knuts, eine Abweichung von der altnordischen Wirklichkeit zu Gunsten — könnte man beinahe sagen — der Tendenz frommer Jugendschriften.

Die Nordische Heerfahrt, vom Jahre 1857, hat düstern Charakter, was ja aber der Art nordischer Dichtung durchaus entspricht. Auch hier ist ein Weib der Mittelpunkt, das den hehren Geliebten verloren hat und dem schlechtern Manne angetraut worden ist, damit aber verbindet sich das Brunhild- und Krimhildmotiv des Nibelungenliedes, nur daß sich nicht, wie hier, das anfänglich schwächere Weib zuletzt zur schrecklich siegreichen Rachegöttin auswächst. Der Seekönig Sigurd und der Gutsherr Gunnar kehren beim Häuptling Örnulf auf Island ein. Beim Festgelag der Männer bleibt Örnulfs Pflgetochter Hjördis zurück, nachdem sich seine Tochter Dagny zur Ruhe gegeben hat. Sigurd schwört beim Kreisen des Methorns, eine liebliche Jungfrau aus Island mitzunehmen, Gunnar schwört dasselbe und reicht Hjördis das Horn. Diese schwört, daß sie nur dem gehören wolle, der den ihre Thür bewachenden Eisbären erschläge und sie auf seinen Armen trüge. Der Eisbär hatte die Stärke von zwanzig Männern. Beide Helden lieben Hjördis. Aber Sigurd läßt nichts merken. Gunnar dagegen gesteht dem Waffenbruder seine Liebe und bittet diesen, ihm Hjördis zu holen, denn, sagt er: „Ein Liebeseiher Mann schätzt das Leben hoch; ungewiß wäre der Ausgang, wenn ich mit dem Bären kämpfte, und ich fürchte mich, das Leben jetzt zu lassen, denn mit dem Leben verlöre ich auch Hjördis.“ Sigurd überwindet den Bären, legt sich

neben Hjördis, aber sein Schwert dazwischen — die Sache verläuft also nicht so roh wie im Nibelungenliede, wo nicht ein Vär, sondern Brunhilde in wildem Ringen überwältigt wird — und trägt sie vor Tagesanbruch, ohne erkannt zu werden, ins Schiff. Dann holt er sich, um seinen Eid zu halten, die Dagny, und sie segeln ab. Nach einigen Jahren kommt Örnulf an die norwegische Küste, um von Gunnar für den Raub der Hjördis Sühne zu fordern, und trifft dort zufällig — damit beginnt das Drama — mit seiner Tochter und ihrem Gemahl Sigurd zusammen, der ihm ebenfalls noch die Sühne schuldig ist für Dagnys Raub. Nach kurzem Streit werden die drei im guten handelseins, und Sigurd verfährt auch noch in hochherziger Freigebigkeit den Bauer Kore mit Gunnar, da beide Schuld und Gegenschuld miteinander zu begleichen haben. Nun aber erscheint, in schwarzen Gewändern, die stolze und wilde Hjördis, die von Vergleichen nichts wissen will, im Gegenteil ihren Gatten für verpflichtet erklärt, ihres Vaters Fökul Tod an seinem Mörder Örnulf zu rächen. Dieser behauptet, Fökul sei im ehrlichen Kampfe gefallen, da gebe es nichts zu sühnen, und von Hjördis aufs äußerste gereizt, schilt er sie die Kebsweib Gunnars, weil ein geraubtes Weib keinen Gatten habe. Nachdem sich die Wütende entfernt hat, äußert Örnulf trübe Ahnungen. Fökul habe seinen Kindern ein Wolfsherz zu essen gegeben, um sie wild zu machen, und habe, nachdem er den Todesstreich empfangen, den Spruch gesungen: „Fökuls Stamm soll Fökuls Mörder überall nur Weh bereiten, und wer Fökuls Schatz besitzt, soll ihn stets aufs neu erstreiten.“ Darauf habe er gelacht und den Geist aufgegeben. Gunnar, der friedfertige Mann, kehrt zurück und bittet die Helden, in seinem Hause als Gäste zu verweilen. Zaudernd sagen beide zu. Örnulf ist von sechs Söhnen begleitet; den jüngsten, Thorolf, seinen Liebling, hat er im Schiff zurückgelassen. Dieser kommt nun gelaufen und meldet, der Bauer Kore fahre mit einer Schar Geächteter gen Süden, wohin Gunnar sein Söhnchen Egil in Sicherheit gebracht habe, um dieses abzubringen; so werde Örnulf gerächt. Dieser ruft: Ihm nach! und eilt mit seinen Mannen zum Schiff, nachdem er Thorolf geboten hat, ihn beim Mahl in Gunnars Haus zu vertreten, sich fein sitzbar zu benehmen, im Reden wie im Trinken Maß zu halten. Sigurd offenbart seiner Gattin, daß er mit schwerem Herzen zu Gunnar gehe, weil ihnen beiden von der leidenschaftlichen Hjördis Gefahr drohe; er entdeckt das Geheimnis ihrer Entführung, weil er anders Dagny nicht bewegen kann, ihren goldenen Reif zu verbergen, denn es ist derselbe, den er in jener Nacht ihrer Pflegegeschwester vom Arme gezogen hat; und Dagny verspricht ihm, strenges Schweigen über die That zu beobachten. Vor dem Gelag ängstigt Hjördis die sanfte Dagny mit unheimlichen Reden. „Wunderst du dich nicht, mich hier lebend zu finden? Fürchtest du dich nicht, allein mit mir zu sein, jetzt, wo die Dunkelheit hereinbricht? Kommt dir nicht der Gedanke, daß ich schon lange, lange tot sein muß, und daß es nur ein Gespenst ist, das vor dir steht? . . . Kannst du Zauberklieder singen?“ Dagny (mit Abscheu): „Ich?“ Hjördis: „Ich glaubte es; womit

hättest du Sigurd sonst zu locken vermocht?" Dagny: „Schändlich sprichst du zu mir; laß mich gehn!" Hjørdis: „Weil ich scherze? Nein, hör nur weiter! Denk dir, Dagny, am Abend hier bei der Luke zu sitzen und zu lauschen, wie das Gespenst da unten im Bootschuppen jammert und klagt, dazusitzen und die Heimfahrt der Toten mit anzuschauen; denn hier im Norden müssen sie vorüber. Das sind die kühnen Streiter, die im Kampf fielen, die starken Weiber, die nicht wie du und ich ihr Leben zahm und thatenlos verbrachten; in Sturm und Unwetter sausen sie auf schwarzen Pferden mit klingenden Schellen durch die Lüfte! (Dagny wild umarmend.) Ha! Denke dir! Die letzte Fahrt auf einem so prächtigen Renner zu machen!" Dagny (sich losreisend): „Hjørdis! Hjørdis! Laß mich! Ich will dich nicht hören!" Hjørdis (lachend): „Weichen Sinnes bist du und leicht zu erschrecken!"

Beim Bankett reizt Hjørdis den Thorolf so lange mit höhnischen Reden, bis dieser fortläuft und beim Scheiden ruft, ihr Teuerstes sei in seines Vaters Gewalt, worauf Gunnar, in der Meinung, Örnulf habe Egil umgebracht, ihm naheilt und ihn erschlägt. Bald darauf erscheint Örnulf, mit dem kleinen Egil auf dem Arm; er ist Koro nachgeeilt, um das Kind zu retten; das soll seine Rache dafür sein, daß man ungerechterweise Bußgeld für Töful von ihm fordert; auch habe er sich verpflichtet gefühlt, die von Koro geplante Schandthat zu verhindern. Im Kampfe mit Kores Leuten sind seine Söhne gefallen, alle sechs. Er vernimmt das Furchtbare, was sich unterdessen hier ereignet hat, meint gefaßt, Hjørdis habe dafür gesorgt, daß sich Töfuls Fluch erfülle, erfährt zu seiner Beruhigung, daß Thorolf den Todesstreich über die Stirn empfangen habe, läßt sich dann die Leiche auf und zieht von dannen. Jedes Trauergeleit verbittet er sich; „ohne Sohn ziehe ich von dannen, aber niemand soll sagen, daß er mich gebeugt sah." Hjørdis triumphiert über das Unglück des Alten mit höhnischen Worten und rühmt sich jetzt des Gatten, den sie vorher verachtet hat, erhebt ihn über Örnulf und Sigurd, sodaß die sanfte Dagny alle Selbstbeherrschung verliert und das Geheimnis jener isländischen Nacht verrät. Jetzt bleibt mir nur noch eins zu thun, murmelt die zerschmetterte Hjørdis, „Sigurd muß sterben oder ich." Gunnar lehnt anfangs ihre Zustimmung ab, Sigurd zu töten; sie dringt weiter in ihn: „Sigurd und Dagny müssen sterben! Ich kann nicht frei atmen, bevor die beiden nicht aus der Welt geschafft sind. Könntest du mir dazu verhelfen, Gunnar, dann würde ich in Liebe mit dir leben; ich würde dich so wild und so heiß in meine Arme pressen, wie du es nie geträumt! Ans Werk, Gunnar, dann sollen die schweren Tage ein Ende haben; ich werde nicht mehr aus dem Gemach gehn, wenn du eintrittst; keine lieblosen Worte mehr sprechen und dein Lächeln dämpfen, wenn du fröhlich bist; ich will Pelze und köstliche seidne Gewänder anlegen; ich will dir folgen, ziehst du hinaus in den Krieg; reitest du fort zu friedlichem Beginnen, ich reite dir zur Seite; beim Festmahl sitze ich neben dir und fülle dein Trinkhorn und trinke dir zu, singe dir liebliche Weisen, die dein Herz erquickten." Halb ist Gunnar gewonnen, da meldet Dagny, daß Koro heranzieht,

und Sigurd dessen Bande von Gunnars Hofe abwehrt. Gunnar eilt hinaus, Hjördis aber benutzt dieses Zusammentreffen mit Dagny, dieser die Überzeugung beizubringen, daß sie Sigurds unwürdig sei und ihn unglücklich gemacht habe, weil ein Held wie er eine Heldin zur Gattin haben müsse. Dagny vermag deshalb des Gatten Anblick nicht zu ertragen, als er naht; sie flieht vor ihm, und in der Unterredung mit Sigurd erfährt nun Hjördis, daß Sigurd sie und keine andre geliebt, sich für den Freund geopfert und Dagny nur als treue und ergebne Gattin geehrt habe, und Hjördis hinwiederum bekennt, daß sie ihn beim ersten Erblicken geliebt und ihn dann nur gehaßt habe, weil sie sich verschmäht glaubte. Nun wohl! Sigurd, ruft sie, „ein unseliges Mißverständnis hat uns lange Jahre getrennt; jetzt ist der Knoten gelöst; die Zukunft soll uns Ersatz geben.“ Sigurd: „Das kann nicht sein, wir müssen uns von neuem trennen.“ Hjördis: „Das müssen wir nicht. Ich liebe dich, jetzt darf ichs sagen, ohne zu erröten; denn meine Liebe ist nicht verlangend wie die weichlicher Weiber; wär ich ein Mann — bei den gewaltigen Mächten! —, ich könnte dich gerade so lieben, wie ich es jetzt thue. . . . Was ist dir Dagny, was kann sie dir sein? Nicht mehr als Gunnar mir in meinen geheimsten Gedanken. Was liegt denn dran, wenn zwei elende Leben vernichtet werden! . . . Nicht als dein Weib will ich dir folgen; denn ich habe einem andern angehört, und auch die Gattin lebt, die einst an deiner Seite ruhte. Nein, Sigurd, nicht als dein Weib, als Schildmaid, einer jener starken Frauen gleich, will ich dir folgen, dich zum Kampf und männlichen Thaten anfeuern. . . . Erik lenkt Norwegens Reich, erhebe dich gegen ihn; mit unbezwinglicher Macht wollen wir kämpfen und nimmer ruhn, bis du auf Haralds Throne sitzt.“ Sigurd bleibt fest in der Weigerung. Hjördis droht, Gunnar und Dagny Sigurds Liebe zu offenbaren. Sigurd: „Dann hätte ich dich verkannt, für hochherzig hab ich dich gehalten.“ Hjördis: „Böse Tage gebären böse Gedanken.“ Sigurd fragt, was Hjördis thun würde, wenn er ihren Gatten umbrächte. Dann müßte sie ihn töten. Das werde geschehn, sagt Sigurd und fordert Gunnar zum Zweikampf, weil dieser Thorolf, seiner Gattin Bruder, erschlagen habe. Ehe es zum Zweikampf kommt, eilt Hjördis zu Sigurd: „Wahr ist, was du sagtest, daß Gunnar und Dagny zwischen uns stünden; fort von ihnen und aus dem Leben müssen wir, dann können wir zusammenbleiben.“ Das irdische Leben vermöge sie nicht länger zu ertragen. Sigurd: „Meinst du, es sei ein freudvoll Leben, das meiner wartet? Jeden Tag in Dagnys Nähe zu sein und Liebe zu heucheln? Und doch, es muß so sein.“ Hjördis: „Es muß nicht sein! Wir beide wollen aus dem Leben fliehn! Siehst du diesen Bogenstrang? Mit ihm treffe ich sicher, denn prächtige Zauberlieder habe ich über ihn gesungen. Horch, wie er durch die Luft saust! Das ist die Heimfahrt der Toten nach Walhall! Ich beschwor sie her, in ihrem Geleit wollen wir ziehn.“ Sie sehen Gunnars Hof brennen, den Kores Leute angezündet haben, und ein furchtbares Unwetter bricht los. Hjördis: „Horch, horch, dort kommt unser Gefolge! Siehst du die schwarzen, jagenden Kofse, eins für mich, eins

für dich. So geh auf die letzte Fahrt!" Sie erschießt ihn und ruft: „Sigurd, mein Bruder, nun gehören wir einander!“ Der sterbende Sigurd: „Setz weniger denn je, hier trennen sich unsre Wege, denn ich bin ein Christ. Ich bete zu dem weißen Gott. König Adelfsthan hat mich ihn kennen gelehrt, zu ihm gehe ich jetzt hinauf.“ Hjördis stürzt sich ins Meer. Die andern Personen des Stücks sammeln sich um Sigurds Leichnam. Gunnar: „Sie hat ihn getötet, in der Nacht vor dem Zweikampf; sie hat mich also doch geliebt!“ Egil zeigt auf die durch die Luft laufende wilde Jagd: „Vater, sieh dort! All die schwarzen Pferde!“ Gunnar: „Es sind Wolken.“ Örnulf: „Nein, die Toten reiten nach Valhall.“ Egil: „Die Mutter ist dabei, dort — vorauf — auf dem schwarzen Pferde!“

Auch hier haben wir ein Drama, das durchaus den Anforderungen der alten idealistischen Grundsätze entspricht. Es endet traurig, aber eine Tragödie ist eben kein Lustspiel. Dunkler Schrecken waltet von Anfang bis zu Ende, wie es die nordische Winternacht mit sich bringt, in der es verläuft. Aber die Personen sind edel; nur ein schlechter Charakter tritt auf, der Mann von schlechter Geburt, der Bauer Nore. Hjördis ist ein dämonisches Weib, wie es ihrer zu allen Zeiten nicht wenige gegeben hat; die Brunhilden und Kriemhilden der Sage wie die der Geschichte haben ärgeres als sie verübt, und die Heiligkeit und Unlösbarkeit der Ehe tastet sie selbst in der Raserei ihrer Liebesleidenschaft nicht an. Von dem Unheil, das geschieht, trägt sie einen Teil der Schuld, einen andern Teil trägt der tückische Bauer, aber im Grunde genommen ist es „der Norne unselig Gespinnst,“ das sie alle verstrickt und verdirbt. Und am Schluß wird auf den bevorstehenden Sieg des Christentums über den heidnischen Aberglauben hingewiesen.

(Fortsetzung folgt)



Thoma



ans Thoma, jetzt ein Sechziger, ist ein Sohn des badischen Schwarzwaldes; aus engen Verhältnissen heraus fand er seinen Weg in die Kunst schwer. Er hatte zunächst Uhrenschilder bemalt und auch eine Zeit lang in Basel das Lithographieren gelernt. Da fanden sich freundliche Gönner ein, und der Großherzog, der schon so vielen Kindern seines Landes ein gütiger Schutzherr gewesen ist, ermöglichte ihm den Besuch der Karlsruher Akademie. Er war jetzt zwanzig Jahre alt und studierte sieben Winter in Karlsruhe; während der Sommer malte er in seinem Heimatsort nach der Natur. Die Freiheiten, die er sich hier draußen angewöhnte, vertrugen sich schlecht mit der zahmen Manier